

Nr. 101. Bromberg, den 5. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Adelheid mußte daran denken, was sie von Tieren gehört hatte: wenn sie vom Alter oder einer Krankheit schwach sind, dann suchen sie sich dahin zurückzufinden, woher sie gekommen sind, und verbergen sich vor aller Augen, um zu sterben.

Und jetzt war Vater Dag zurückgegangen — in seine Wälder.

Schließlich hängte er die Netze wieder unter das Dachgebälk in der Hütte, machte sich fertig, schloß die Tür und folgte Adelheid. Und wie die beiden dort in der Waldeinsamkeit dahinwanderten, mit tastenden, sparsamen Worten und langen Zwischenpausen, da löste sich endlich etwas in ihm, und er begann zu reden, Wort auf Wort; Adelheid begriff, daß es wirklich das kleine Wort „Ablaß" aus dem Munde des Pfarrers war, mit dem er nicht fertig werden konnte. Es hatte sich in ihn hineingefressen und mit seinen Todesgedanken verbunden — bis zur Verzweiflung.

Adelheid kam ihm behutsam zu Hilfe und brachte ihn immer mehr in Fluß, und bald wanderten sie langsam, dicht nebeneinander hinschlendernd, durch die Waldberge hinunter, während Vater Dag sprach und Adelheid lauschte.

„Adelheid, ich habe meine Meinung über das Leben und den Tod, über das Denken der Menschen und den Herrgott geändert während meines langen Lebens. Leute, die mich in Geldsachen und Geschäften für einen schlauen Fuchs halten, glauben häufig, daß ich in anderen Fragen des Lebens ein einfältiger Kerl bin. Sie mögen recht haben in gewisser Beziehung, aber ganz recht doch nicht. In meiner Jugend habe ich eine Zeitlang in der Stadt gelebt, habe abends in Kneipen und Wirtschaften gesessen und die Leute über Gott und die Welt reden hören — und ich bin bei Holder mit mancherlei Menschen zusammengekommen, und auch abends nach dem Geschäft beim Advokaten, ja bei allerhand Leuten. Ich habe nicht nur hier in Björndal vor mich hin gegrübelt. Ich habe in meinem Leben so viele Ansichten über die sogenannte Wirklichkeit gehört — unser Herrgott, das sei nur ein Hirngespinst, und das eigentliche Wirkliche sei, daß man sein Leben fristet und andere solche Dinge, die — das Tier betreibt. Aber wir unterscheiden uns vom Tier, Adelheid. Wenn wir zu Alter und Verstand kommen, dann wissen wir jeden Tag unseres Lebens, daß wir sterben müssen. Und das weiß das Tier nicht. Was andere Leute Wirklichkeit nennen, davon wissen wir viel weniger. Es geht den Menschen im Leben so verschieden — mit Auskommen, Gesundheit und anderem. Niemand weiß, wie diese Wirklichkeiten für ihn ausfallen werden. Vom Tode aber weiß jeder; er ist die einzige Wirklichkeit, über die wir von vornherein sicher Bescheid wissen, auf die wir uns einrichten können. Unsere Gedanken über den Tod und alles andere sind Wirklichkeit. Es ist unmöglich, mich darüber eines Besseren belehren zu wollen. Kann man sie auch nicht mit Händen greifen, so sind sie doch ebenso wirklich, wie daß ich lebe und in dieser Abendstunde hier gehe. Wenn wir wollen, können wir uns natürlich zum Tier machen, können dahinleben, ohne an etwas anderes zu denken als an das tägliche Futter und dergleichen, wie es auch das Tier tut, und das dann Wirklichkeit nennen. Auch ich habe einst manches Jahr so dahingelebt, auch ich; aber jetzt sind mir noch ein paar Jahre zum Nachdenken geblieben — über die anderen Wirklichkeiten, die im Tode wurzeln. Haben wir den menschlichen Verstand bekommen, um jeden Tag, den wir leben, vom Tode zu wissen, dann haben wir ihn wohl auch dazu bekommen, uns nach unseren Kräften auf den Tod vorzubereiten. Und wir haben Kräfte in uns, Gedanken, einen Willen und Gefühle, die noch weiter als bis zum Tode reichen — bis zu Gott. Man kann nicht für alles Worte finden; aber wenn ich es auch nicht, wie ich möchte, in Worte kleiden kann, so leben doch so vielerlei Empfindungen in mir, die nur darin ihre Erfüllung zu finden vermögen, daß es Einen über uns gibt und in uns. Und diese Gefühle sind ebenso wirklich wie Geld und Nahrung — für mich. Ja, sie sind ein so großer Teil von mir selbst, wie ich jetzt hier neben dir gehe, daß ich niedersinken und mich nicht mehr vom Fleck rühren würde, wenn sie in mir ausgelöscht würden. Dann wäre es, wie Dag damals sagte — dann wäre das Leben der Tod."

Vater Dags sonst so ruhige Stimme war immer fremdartiger geworden, immer lebendiger, und in den letzten Worten lag ein zitternder Unterton, ein wehes, blutendes Beben aus seinem tiefsten Innern heraus.

Adelheid war mit gesenktem Kopf gegangen, hatte nichts gesehen, weder den Weg noch die Steine, weder Gras noch Kräuter, die gleich einer Hecke den Wegrand säumten. Jetzt hob sie ihr Gesicht und blickte in die weiteste Ferne — auf die Sterne, die im Himmelsblau aufgingen, während es über der Erde Abend wurde.

Vater Dags Stimme kam wieder. „Das ist es, was mich in letzter Zeit bedrückt, daß . . . dies zerfallen ist — dies Dach, unter dem ich lebte, diese Überzeugung, von der ich sprach. Die sichere Freude, die ich früher empfand, gibt es nicht mehr. Daran ist des Pfarrers Wort vom Ablaß schuld. Schon damals auf dem Heimweg dachte ich gründlich darüber nach; aber es kam wieder, immer stärker. Einmal hatte ich versucht, mir eine Anschauung über das Leben zu bilden — über die Pflichten auf dem Weg zum Tode. Und ich habe so treulich wie nur möglich danach gelebt — danach die Menschen ringsum behandelt, die dem Tod entgegengehen, und nach meinen Kräften versucht, sie von der täglichen Mühsal zu befreien, damit sie Zeit finden, nachzudenken — auf diesem Wege. Nun muß ich sehen, daß alles, was ich tat, alles was ich dachte, nur aus dem Wunsch geschah, mich selbst an Land zu retten — jenseits des Todes. Alles dies tat ich, um mich mit dem Herrgott zu befreunden. Und wenn ich darüber mit mir selbst zu Gericht gehe und auf den Fehler hinweise, dann tu ich auch das, um

mich gerecht zu machen. Alles in mir geschieht aus Berechnung, weil ich etwas Wertvolleres als Entgelt dafür bekommen will. Ablaßgelder, Ablaßgedanken, Ablaßwerke, Ablaß überhaupt für das, was ich gesündigt haben mag; und siehst du, mit Ablaß und dergleichen kann man doch nicht vor den Herrgott treten. Nicht einen einzigen Gedanken kann ich denken, nicht eine einzige Tat tun ohne die stillschweigende Absicht, daß sie zu meinem eigenen Besten dienen soll. Eingewachsen bin ich in die Erde, nicht davon loszureißen . . ."

Adelheid hatte als regelmäßige Kirchgängerin früher so viele Predigten gehört und so viel in des Bischofs Büchern gelesen; aber diese Worte, mit dieser todernsten Stimme gesprochen, so verzweifelt, so trostlos, aus dem Munde des stärksten Menschen, den sie kannte — das war ihr wie der Tod. — Worte, an die sie dachte, welkten dahin, Sprüche, die sie gelernt hatte, verdorrten, nichts konnte sie trösten. Vater Dag hatte selber alle Möglichkeiten durchdacht, ehe er zu diesem einfachen, nackten Schluß gekommen war. Sie kannte ihn gut aus vielen Gesprächen über manche Fragen.

Sie kamen an einem Sommerstall vorbei. Die Kühe lagen warm im Stall dunkel und genossen die sinkende Sommerzeit. Jetzt rauschte es nur und sirrte leise. Herbstabendlaute in den Fichten und schwaches Knarren drüben an der Stalltür. Adelheid und Vater Dag stiegen auf dem Tritt über den Zaun und gingen durch das Walddunkel den steilen Pfad hinunter. Ein Frosch hüpfte aus dem Straßengraben ins Dunkel, ein Igel eilte über die Steine und verschwand — sonst war alles still im Waldesrauschen.

Der Schnee hatte schon alle Gipfel weiß bestreut, die Sonne hatte ihn jedoch über Tag zum Teil wieder fortgetaut. Die Bergspitzen lagen leuchtend weiß in ewiger Ferne dahinter, aber davor stand hoch über Geröllflächen und Birkenhängen, Föhrenkuppen und Waldkämmen der Totenberg mit Schnee auf dem Schädel und Schneeflecken tiefer unten, so daß man sehen konnte, weshalb er seinen Namen trug.

Die abendliche Herbstsonne schien golden von Westen her, wurde rot und legte einen blutigen Schimmer über das Antlitz des Totenberges, während er ins Dunkel versank . . .

Der Sturm kam auf, als die Sonne schwand, heulend vom Hochgebirge her. Er ebbte ab und verstummte, begann von neuem und pfiff über über die Hochheiden, sammelte sich hinten im Gebirge und brach wieder vor, Stoß auf Stoß. Noch einmal wich er zurück, seufzte gleichsam drinnen im Reich der Gipfel, dann heulte er über die Hochfläche hin, wühlte in den Bergwäldern und verstummte abermals. Er murrte und rumorte hinter dem Totenberg, umflutete ihn in breitem Strom, und dann warf er sich hinaus, über die Wälder und die Welt — spätherbstkalt.

Adelheid und Vater Dag blieben bei der Wegbiegung an dem großen Abhang stehen, wo man Hof und Siedlung weit überblickt.

Ein schwacher Lichtschein aus Fenstern oder anderen Quellen zeichnete ahnungsvoll das Viereck des Hofes in die Nacht. An ein paar Stellen in der Siedlung und auf Hammarbö leuchtete es matt auf; oben aber im Himmelsdunkel kamen die Sterne zum Vorschein, dichter und dichter; und droben in den Wäldern tobte der Sturm, lauter und lauter.

Als sie hier im Finstern nah beieinander standen, zwei armselige Menschen in dem gewaltigen Gesang des Waldes unter dem Sternenhimmel, fiel es Adelheid ein, daß sie eine Antwort für Vater Dag wußte. Eine Antwort im Einklang mit den Worten, die er ihr einmal zum Trost gesagt hatte: Gottesglaube, Zuversicht und guter Wille. Es gab noch ein viertes, worauf Vater Dag in seinem düsteren Sinnen jetzt nicht gekommen sein mochte, ein Wort, das die drei anderen verband, ihnen Leben und Kraft verlieh, dem Tod ins Auge zu sehen; aber woher sollte sie den Mut nehmen, es ihm zu sagen? Es paßte irgendwie nicht zu seinem Wesen — dieses Wort.

Doch, nun fiel ihr auch ein, wie sie es ausdrücken konnte. Glücklich war sie damals mit Dag aus dem Wald heimgekehrt, und glücklich stolperte sie jetzt im Stockdunkeln das steile letzte Stück hinunter.

Sie hatten in der Wohnstube eine Kleinigkeit gegessen und saßen in der Diele vorm Kamin; Vater Dag hatte zum erstenmal seit langer Zeit seine Pfeife angezündet, rauchte vor sich hin und blickte verloren in die Glut. Es mochte ihn erleichtert haben, daß er sich Adelheid anvertrauen konnte, doch kamen seine Gedanken offenbar nicht von dem Alten los und bohrten und bohrten; denn er ließ den Kopf immer tiefer sinken und vergaß seine Pfeife ganz.

Da erhob sich Adelheid und stieg langsam die Treppe zu ihrer Kammer hinauf. Jetzt fühlte sie sich stark. Vater Dag sah verstohlen zu ihr auf, als sie wieder kam; sie trug ein dickes Buch in Händen, die Bibel mit Kreuz und Spangen. Eine schwache Röte stieg Vater Dag ins Gesicht. Glaubte Adelheid denn, er hätte es nicht versucht, seinen Seelenfrieden in den Büchern zu finden, in der Bibel und anderswo?

Aber sie schritt so langsam und feierlich, und ihre Bibel war ganz besonders kostbar. Er mußte sich etwas umwenden und gucken.

Sie trat dicht an ihn heran und legte ihm die Bibel in die Hände. „Es ist Großvaters Bibel", sagte sie. „Er war ein starker Mensch — wie du —, und doch hatte auch er Anfechtungen. Du wirst manche Notizen darin finden, auch Blätter mit seiner Handschrift, so daß du lesen kannst, wie er zum Frieden kam. Und hier auf die erste Seite hat er etwas geschrieben — für dich."

„Für mich?" Vater Dag wußte, daß der Bischof schon vor Adelheids Geburt gestorben war, und blickte sie fragend an.

„Für dich und — für alle." Damit stieg Adelheid die Treppe hinauf und verschwand in ihrer Kammer, müde nach dem anstrengenden Tag, aber glücklicher als seit langer Zeit. Sie beugte sich über die Kleinen, die in ihren Wiegen gesund und ruhig schnauften und atmeten. Sie öffnete die Fenstertür, trat in die Laube hinaus und sah zum Himmel auf, an dem die Sterne jetzt so dicht glitzerten, daß das Blau nur noch wie ein Schleier war. Sie faltete die Hände, preßte sie fest zusammen und betete flüsternd — für Vater Dag in der Diele unten, für Dag im Wald, für ihre Kinder in der Kammer, für die ganze Siedlung, und schließlich auch für sich selber.

Vater Dag saß lange und preßte die Bibel an sich; es war, als habe sich ein Hoffnungsschimmer in ihm entzündet, daß in der Bibel eines Bischofs die Antwort auf seine Frage zu finden sein könne, ja müsse. Er erhob sich nach einer Weile und wanderte mit der Bibel unterm Arm in seine Schlafkammer. Hier steckte er Licht an, öffnete die Bibel auf der Kommode und las, was auf der ersten Seite stand, und wovon Adelheid gesagt hatte, es sei für ihn.

Er richtete sich plötzlich wieder auf und blickte enttäuscht vor sich hin. Er ging ein paar Schritte auf und ab, die Hände auf dem Rücken, kam am Fenster vorbei und sah hinaus. Es war ein wunderbarer Sternenhimmel. Er blieb stehen, blickte hinauf und auch über die dunkle Siedlung. Dort unten schimmerte an einigen Stellen noch Licht, auch auf Hammarbö. Dann sah er wieder lange zu den Sternen auf und — begann allmählich, sich auszuziehen.

Als er fertig war, um ins Bett zu gehen, ja, schon neben dem Bett stand, trat er noch einmal zur Kommode und las, was auf der ersten Seite in des Bischofs Bibel geschrieben stand. Und die Worte lauteten:

Gebet.

All unser Sein und Tun ist ganz in Staub beschränket,
Es findet keinen Weg zu GOTT, so sehr es fleht,
Doch gnadenvoll hat ER uns das Gebet geschenket,
Daß es nicht arm und bloß, nein, reich gezieret steht.
ER wies uns selbst den Weg, der über alle Sterne,
Durch Leben und durch Tod hinauf zum Himmel geht.
ER führt uns grad hindurch aus unsrer Erdenferne.
Des Menschen Willensweg zu GOTT ist das Gebet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Laterne der „Ann Greth".

Erzählung von Carl v. Bremen.

Am Bodden, am silberglänzenden Hafenwasser, stand eine Gruppe von vier dunkelgekleideten Seeleuten dicht beieinander, und Clas Permien, ein alter Kapitän, las aus einem Brief vor. Als er geendet hatte und seine Freunde nicht vom Platz wichen, sagte er hart: „Der Jochen hat es nicht an sich, oft Briefe zu schreiben und . . ." Aber Jürgen Zeplien, sein Nachbar, rief: „Was dein Bruder Jochen da aus Lissabon schreibt, sind ganz dunkle Dinge!" Und ein anderer Kapitän, ein langer, hagerer Mann, hielt ihm vor, der Jochen hätte wohl zu viel vom Südwein getrunken und dann diesen Brief losgelassen. Denn was schrieb er dort von der Laterne der „Ann Greth"! Die Geschichte vom schottischen Matrosen, der ihm zufällig in Lissabon in einer Hafenkneipe begegnet sei und erzählt habe, er hätte im Auftrage jenes zweiten Steuermannes des englischen Kohlendampfers „Delphin" die grüne Positionslaterne der „Ann Greth", die nach Havarie des Seglers auf dem Deck des Dampfers gefunden wurde, einem englischen Trödler gebracht. Wahrscheinlich in London, wie? Das alles sei doch barer Unsinn!

Und ein Steuermann, weißbärtig wie die Kapitäne, meinte auch, es wäre unmöglich, daß aus London nach Lissabon und von dort jetzt an die Mecklenburger Ostseeküste, hier auf das Fischland herauf in so kurzer Zeit eine Nachricht käme.

Clas Permien aber schüttelte die Hand. „Ihr vergeßt immer noch", sagte er, „daß jetzt die Dampfschiffe an Stelle der Klipper (Segler) auf hoher See fahren, die nicht zu kreuzen brauchen und in wirklich kurzer Zeit zuverlässige Nachrichten zu übermitteln fähig sind."

Der Steuermann stellte nun die Frage: wohin die Brigg „Ann Greth" im April gefahren sei?

Von Rostock mit 12 Mann Besatzung nach London. Und dann, so hatte der Kapitän der „Ann Greth" beim Abschied in Rostock wohl gesagt, durch den Ärmel-Kanal nach Kapstadt.

„Wir gehen jedenfalls sicher", sagte Clas Permien, „wenn wir in Rostock, dem Heimathafen der „Ann Greth", beim Korrespondenz-Reeder nachfragen, ob er vom Segler die letzte Nachricht habe und aus welchem Hafen." Damit reichte er den anderen die Hand und ging zurück ins Dorf, unwillig, daß man den Worten seines Bruders keinen Glauben schenkte.

Am nächsten Nachmittag um dieselbe Zeit trafen sich wieder am Fischerhafen die vier Seeleute, und es gesellten sich noch ein paar Fahrensleute, die auch schon lange in ihrem Heimatdorf zur Ruhe saßen, ihnen bei.

Man hatte inzwischen im Dorf Wustrow bei den Angehörigen der Besatzung der „Ann Greth" festgestellt und bei der alten Mutter Ann Greth Möller, der Patin des Seglers selbst, daß seit dem Auslaufen aus London, wo die Brigg Stückgüter für Kapstadt geladen hatte, keine Briefnachricht mehr auf das Fischland gekommen sei. Außerdem hatte sich Jürgen Zeplien gestern abend noch mit einem Schreiben an einen guten Bekannten von der Hafenbehörde von Lissabon gewandt. Und der Steuermann hatte nach Kapstadt auf das Geratewohl geschrieben. Clas Permien, dem die Nachricht zugegangen war, sandte nach Rostock zum Getreidehändler, dem Korrespondenten des Schiffes, einen reitenden Boten, der um die Nachmittagsstunde zurück zu erwarten war.

Der Steuermann hatte inzwischen die Sache so ausgelegt, daß nicht Jochen Permien aus Lissabon einen falschen Bericht gegeben hatte, sondern jener schottische Matrose in der Kneipe. Denn es gäbe keinen Seemann auf der Welt, der die Laterne eines gesunkenen Schiffes verhökern ließe. Und wenn die „Ann Greth" mit Mann und Maus verloren und ein anderes Fahrzeug Zeuge der Katastrophe gewesen sei, hätten wir von dem Kapitän dieses Schiffes längst schon die Botschaft erhalten.

Indessen traf aus Rostock die Bestätigung ein, daß von dem Frachtsegler in den letzten Monaten jeder Bericht ausgeblieben sei. Aber es liege trotzdem kein Grund vor für Beunruhigung. Die „Ann Greth", eines der besten Segelschiffe, würde doch von dem besonnenen Wustrower Kapitän Hinerk Dade gefahren. Mit diesem Bescheid des Korrespondenz-Reeders gaben sich die Fischländer nun doch nicht zufrieden. Es war ein unglückliches Zusammentreffen, daß der Eigner des Seglers, der Schiffer Eugen Möller, selbst auf transozeanischer Fahrt, jedenfalls nicht vor Wintersanfang in Wustrow zurück zu erwarten war.

Der alte Clas Permien, ein naher Verwandter des Schiffers, wandte sich nun an die Agentur des Dampfers „Delphin" mit der Bitte um Aufklärung und erhielt aus London ein schroff gehaltenes Schreiben, etwa des Inhalts, daß von einem Zusammenstoß des „Delphin" mit einem Fischlandsegler dort nichts bekannt wäre, und er vergäße es wohl, daß er es nicht mit Afrikanern zu tun habe, sondern mit Ehrenmännern.

Endlich war der Schiffer Möller nach zweijähriger Fahrt im Heimatort Wustrow eingetroffen und brachte den Angehörigen der Besatzung der „Ann Greth" die Nachricht, daß in Wahrheit seine Brigg gesunken sei. Die Glocken des Schifferortes erklangen in der Frühe und schlugen anhaltend einen ganzen Tag den toten Seefahrern zum Gedächtnis.

Den Schiffer Möller hatte der Verlust am schwersten getroffen. Seine beiden Söhne waren auf der „Ann Greth" gefahren, der von allen hoch geachtete Kapitän Dade war sein bester Freund. Es war nun dem Schiffer vor allem darum zu tun, rechtlich in diese Angelegenheit Klarheit zu bringen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Mannschaft des „Delphin" bei den britischen Gerichten einen nächtlichen Zusammenstoß mit einem Segler angezeigt hatte. Das konnte nur die Brigg „Ann Greth" sein! Da aber jeder Beweis über Namen und Art des angeblich vom Dampfer gerammten Seglers fehlte, war zu erwarten, daß das Verfahren bald eingestellt würde. Es galt also den englischen Gerichten ein Beweisstück vorzuweisen. Die grüne Positionslaterne der „Ann Greth" mußte im Trödlerkeller des Londoner Hafenbezirks aufgefunden werden, ehe sie weiter in andere Hände kam.

Schiffer Möller begab sich also nach London und nahm den jungen Fischländer M. Hase, der vor zwei Jahren als Koch auf der „Ann Greth" fuhr und jetzt bei einem Professor in Rostock in Dienst stand, mit auf die Überfahrt.

In den Vorstadtstraßen Londons, in den stickigen Trödlerbuden suchten die Mecklenburger nach der Laterne der „Ann Greth". Wohl zwanzig, dreißig Schiffslaternen wurden hervorgezogen, bis sich endlich unter Gerümpel die Grüne Lampe des Fischlandseglers fand. Fischer Möller gab dem Händler Anordnung, die Laterne sorgfältig zu verpacken und ihn sofort zur Agentur des Dampfers „Delphin" zu begleiten. Kurz nachdem der Schiffer Möller in Begleitung des Trödlers und des jungen Schiffskoches Hase, der die Lampe sofort erkannt hatte, in der Agentur vorsprach, betrat ein deutscher Konsulatsbeamter, von Kapitän Möller verständigt, den Bureauraum. Es traf sich, daß auf der Agentur der Kapitän des englischen Kohlendampfers „Delphin" selbst zugegen war.

Mit großem Ernst weist Kapitän Möller seine Schifferpapiere vor und fragt den britischen Kapitän geradezu, ob er das deutsche Fahrzeug habe untergehen sehen. Der bestreitet das energisch. Nun läßt der Schiffer Möller die Laterne auspacken. Eine verbeulte Schiffslaterne mit grünen Gläsern steht auf dem schwarzen Tisch der Agentur. Kein Name, kein Zeichen fällt ins Auge.

„Meine Herren", sagt der Mecklenburger, „das ist die Lampe der „Ann Greth". Für drei Schilling von einem Matrosen des „Delphin" hier an den Krämer verkauft."

„Drei Schilling", bestätigt der Trödler.

„Und fährt Kapitän Möller fort, „hier der Junge, der mit mir gekommen ist, fuhr auf der ersten Reise der „Ann Greth" als Koch mit." Scharf fügt er hinzu: „Er war gleichzeitig der Laternentrimmer und hatte die Pflicht, die Schiffslampen klar zu halten."

Der Konsulatsbeamte und der Agent untersuchten die Lampe.

„Wenn Sie die Lampe öffnen", sagt der Matrose schnell, „mein Name, M. Hase, ist im Behälter eingeritzt" — nach

einer Pause sagt er ruhig weiter: — „nachdem ich den Petroleumbehälter, der undicht war, gelötet, ritzte ich die Buchstaben ein.“ Aber die Stelle konnte erst aufgefunden werden, nachdem der braune Rost vorsichtig weggerieben war. Da stand zu lesen in matten Buchstaben „M. Hase“, das Zeichen des jungen Laternentrimmers der „Ann Greth“.

„Was haben Sie zu entgegnen?“ fragt der Agent betroffen.

Der Kapitän vom Dampfer „Delphin“ springt auf und ruft: „Wo, wo?“

Dann setzt er schriftlich alles nieder, was am 17. Juni 1891 in einer sternklaren Nacht im Ärmel-Kanal geschehen war, als der zweite Steuermann auf dem Kohlendampfer „Delphin“ die Wache hatte. Sie konnten die Maschine nicht mehr rechtzeitig stoppen. Der Segler, gerammt, quer durchschnitten, sank in Sekunden. Als der englische Dampfer nach dem Zusammenprall genau abgeleuchtet wurde, rollte ihnen an Deck die Positionslaterne der „Ann Greth“ vor die Füße, die heute anklagend aufstand und die Täter überführte. Im Schiffsjournal, das daraufhin vom Gericht geprüft wurde, fand sich keine Aufzeichnung von der Havarie.

Die englischen Gerichte erkannten nunmehr die Forderungen des Fischhändler Schiffers in vollem Umfange an. Die Reederei des „Delphin“ zahlte den Schiffswert verdoppelt aus. Die beträchtliche Summe wurde unter den Hinterbliebenen der gesunkenen Besatzung verteilt. Die Laterne der „Ann Greth“ kam auf das Fischland zurück.

Dem Kapitän und dem fahrlässigen Steuermann des Dampfers „Delphin“ wurde das Patent zur See zu fahren auf alle Zeiten aberkannt.

Der Sänger von „Dreizehnlinden“
soll nicht vergessen werden.

Der Führer und Reichskanzler hat dem Verein zur Erhaltung des Weberhauses in Nieheim, Kreis Höxter, zur Sicherstellung dieses kulturgeschichtlich denkwürdigen Hauses 3000 Mark überwiesen.

Die Stiftung des Führers und Reichskanzlers gilt dem westfälischen Dichter Friedrich Wilhlm Weber, dessen wertvollster Beitrag zum deutschen Kultur- und Dichtgut das Epos „Dreizehnlinden“ ist. Es ist wirklich bedauerlich, daß dieses hervorragende Dichtwerk, das bereits an 140 Auflagen erlebt hat, noch immer nicht in dem Maße bekannt ist, wie es es verdient.

Die Stiftung soll nach dem Willen Adolf Hitlers der würdigen Ausstattung des Weberhauses in Nieheim dienen und gleichzeitig der greisen Tochter des Dichters die Sorgen ihres Lebensabends erleichtern. In Nieheim im Kreise Höxter schloß das Leben Friedrich Wilhelm Webers ab. Er wurde am 26. Dezember 1813 in Alhausen bei Driburg in Westfalen geboren. Zunächst studierte er Philologie, ging jedoch dann zur Medizin über. Nachdem er Deutschland, Frankreich und Italien bereist hatte, ließ er sich 1841 in Driburg als Arzt nieder. 1856 wurde er Brunnenarzt in Bad Lippspringe bei Paderborn. Nach zwanzigjähriger Tätigkeit zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Nachdem er einige Jahre in Thienhausen bei Steinheim verbracht hatte, siedelte er 1887 nach Nieheim über, wo er am 5. April 1894 starb.

Die letzten anderhalb Jahrzehnte seines Schaffens waren reich gekrönt. Außer Übersetzungen englischer Gedichte u. a. auch von Tennysons „Enoch Arden“, schwedischer Lieder u. a., vollendete und veröffentlichte er 1878 das Epos „Dreizehnlinden“, eine dichterische Verherrlichung der Einführung des Christentums im alten Sachsen, die auch in der Form vollendet ist. Kurz vor seinem Tode schuf er noch ein zweites Epos „Goliath“ vor nordischem Hintergrund, in dem er auch gelegentlich die Lyrik zu Wort kommen läßt. Auch dieses Werk hat über 30 Auflagen erlebt, ebenso wie die nach seinem Tode erschienenen Gedichte und einige weitere dichterische Arbeiten.



Bunte Chronik



Woher kommt der Name „Sioux“?

Der Urstamm der zu Unrecht als Indianer bezeichneten rothäutigen Bewohner Nordamerikas waren die Algoquins, deren Sprache auch den Grundton in den verschiedenen Dialekten der Indianer Nordamerikas angab. Sie zerfielen in eine ganze Reihe von Stämmen, unter denen besonders die am Huronensee sitzenden Stämme, sowie die am Süduferdes Ontariosees angesiedelten an Kraft und Zahl besonders hervortraten. Erstere nannten sich nach ihrem Wohnsitz Huronen, während die am Ontariosee sitzenden Algonquin-Abteilungen als Irokesen bekannt waren. Zwischen diesen beiden Hautstämmen kam es wegen einer von einem Irokesenhäuptling verübten Bluttat zu einem langwierigen und blutigen Kriege, in dem die Huronen unterlagen. Diese schlossen sich nur an ihren Hauptstamm, die Algonquina wieder an, und nahmen durch diesen verstärkt erneut den Kampf gegen die Irokesen auf, in dem diese schwere Verluste erlitten. Angesichts der drohenden gänzlichen Niederlage bildete sich bei den Irokesen eine starke Friedenspartei, welche den Abschluß der Kämpfe durch einen Vertrag wünschte. Als diese aber gegen die für die Fortführung des Kampfes stimmende Kriegspartei nicht aufkommen konnte, trat eine Spaltung bei den Irokesen ein. Der zum Frieden geneigte Teil des Stammes verließ seine alte Heimat und zog nach dem Lake Superior, wo er sich niederließ. Dieser ausgewanderte Teil der Irokesen nannte sich Dakotas. Aus diesem Namen ist dann die Benennung Sioux entstanden, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Im Laufe der Zeit wanderte dann ein Teil der Dakotas auch in das heutige Kanada ein, wo er sich am Assiniboinefluß niederließ. Er trat dort in Berührung mit den Cree-Indianern, mit denen er ein Freundschaftsbündnis abschloß. Da Assinboine „steiniger Fluß“ bedeutet, so wurde dieser Teil der Dakotas „die Sioux des steinigen Flusses“ genannt.

Bombensicheres Krankenhaus.

In Prag wurde dieser Tage das erste unterirdische Krankenhaus in Arbeit genommen. Es wird in Kellerräumen vier Meter tief unter der Erde eingerichtet und völlig bombensicher sein. Insgesamt ist es auf 200 Betten berechnet. Eine eigene Elektrizitäts und Kanalisierungsanlage ist vorgesehen. Über dem Spital soll sich ein Park hinziehen.



Lustige Ecke



Der sorgfältige Einkauf.



„Was meinen Sie zu dieser Pfeife — glauben Sie, daß sie meinen Verlobten kleiden wird?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.